

JEFFERY DEAVER
Blutiger Mond

Buch

New Lebanon, Indiana: Eine junge Studentin wird ermordet aufgefunden, ihr Leichnam ist mit Hyazinthen geschmückt. Detective Bill Corde erhält den Auftrag, in dem eigenartigen Fall zu ermitteln. Noch ahnt er nicht, wie sehr dieser Fall sein eigenes Leben und das seiner Familie von Grund auf verändern wird. Und seine Familie bedeutet ihm alles: seine neunjährige Tochter Sarah, die sich immer neue Geschichten über einen Zauberer namens Sonnenschein-Mann ausdenkt, sein heranwachsender Sohn, dessen sexuelle Fantasien heftig ausschweifend, und seine geliebte Frau – die sich allerdings hinter seinem Rücken auf ein Verhältnis mit einem jungen Professor eingelassen hat, der Sarah Nachhilfestunden erteilt. Dann wird eine weitere Studentin ermordet, und am College droht Panik auszubrechen. Denn es besteht die Befürchtung, dass es sich bei dem Täter um einen Serienkiller handeln könnte. Gleichzeitig häufen sich in Bills Haus beunruhigende Vorkommnisse ...

Autor

Jeffery Deaver gilt als einer der weltweit besten Autoren intelligenter psychologischer Thriller. Der frühere Rechtsanwalt wurde durch seine Lincoln-Rhyme-Romane berühmt. Seine Bücher haben ihm zahlreiche Auszeichnungen eingetragen. Er lebt in Virginia und Kalifornien.

Von Jeffery Deaver lieferbar:

Nachtgebet. Roman (36037), Ein tödlicher Plan. Roman (36036), Blutiger Mond. Roman (36021), Der Insektensammler. Roman (35905)

Die Lincoln-Rhyme-Romane von Jeffery Deaver:

Das Teufelsspiel. Roman (in gebundener Ausgabe, 0201), Der faule Henker. Roman (in gebundener Ausgabe, 0179), Das Gesicht des Drachen. Roman (36091)

Die John-Pellam-Romane von Jeffery Deaver:

Ein einfacher Mord. Roman (35947), Todesstille. Roman (35946), Feuerzeit. Roman (35823)

Weitere Romane sind in Vorbereitung.

Jeffery Deaver
Blutiger Mond

Roman

Ins Deutsche übertragen
von Marcel Bieger

blanvalet

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
»The Lesson of Her Death« bei Doubleday, New York.

Die deutsche Erstausgabe erschien unter dem Titel
»Tod im Hyazinthenbeet« beim Knaur Verlag.

Umwelthinweis:

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches
sind chlorfrei und umweltschonend.

Einmalige Taschenbuchsonderausgabe zum Welttag des Buches April 2006

bei Blanvalet, einem Unternehmen der

Verlagsgruppe Random House GmbH, München.

Copyright © by Jeffery Wilds Deaver 1993

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 1995

by Droemersche Verlagsanstalt Th. Knaur Nachf., München

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto: getty-Images/photonica/Juxtapose

V. B. · Herstellung: L.W.

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pöbneck

Printed in Germany

ISBN-10: 3-442-36560-0

ISBN-13: 978-3-442-36560-9

www.blanvalet-verlag.de

Für Carla Norton

TEIL EINS

Profil

1

Mit jeder Meile, die sie hinter sich brachten, wurde ihr das Herz ein bisschen schwerer.

Das neunjährige Mädchen, das in sich zusammengesunken auf dem Beifahrersitz saß, rieb mit einem Finger über die abgewetzte beigefarbene Armlehne. Der Fahrtwind, der durch das geöffnete Seitenfenster hereindrang, blies der Kleinen eine blonde Strähne ins Gesicht. Sie strich sie sich aus der Stirn und sah den ernst dreinblickenden und grauhaarigen, fast vierzigjährigen Mann hinter dem Steuer an. Er fuhr vorsichtig und schaute stur auf die lange weiße Kühlerhaube des Wagens.

»Bitte«, sagte das Mädchen.

»Nein.«

Sie legte die Hände in den Schoß.

Wenn er an der nächsten Ampel anhalten musste, würde sie vielleicht aus dem Auto springen.

Wenn er die Geschwindigkeit nur ein kleines bisschen herabsetzte...

Ob es wohl sehr wehtun würde, fragte sie sich, wenn man sich aus einem Wagen in das hohe Gras am Straßenrand fallen ließ?

Sie stellte sich vor, wie sie über die grünen Halme rollte und die kühlen Tautropfen auf Gesicht und Händen spürte.

Aber was dann? Wohin sollte sie laufen?

Vor ihnen sprang eine Ampel auf Grün, und das Mädchen zuckte zusammen, als wäre neben ihm eine Kanonenkugel abgefeuert worden. Der Wagen bog ab und rumpelte durch

die Einfahrt in Richtung eines niedrigen Ziegelsteingebäudes. Das Mädchen begriff, dass damit die letzte Chance zur Flucht vorbei war.

Das Auto kam zum Stehen, und die Bremsen quietschten leise. »Gib mit einen Kuss«, sagte der Mann, beugte sich über sie und öffnete ihren Sicherheitsgurt. Der Gurt schnellte hoch, aber sie hielt sich daran fest, als hinge ihr Leben davon ab. »Ich will nicht. Bitte!«

»Sarah!«

»Nur heute nicht, bitte!«

»Nein.«

»Lass mich nicht allein.«

»Raus mit dir!«

»Ich bin noch nicht so weit.«

»Tu dein Bestes.«

»Ich habe Angst.«

»Da ist nichts, wovor du ...«

»Bitte, lass mich nicht allein!«

»Hör zu«, sagte er hart, »ich bin ganz in der Nähe. Drüben am Blackfoot Pond. Das ist nicht mal eine Meile entfernt.«

Ihr Vorrat an Einwänden war erschöpft. Sarah öffnete die Wagentür, blieb aber sitzen.

»Gib mir einen Kuss.«

Sie beugte sich zu ihm und küsste ihn rasch auf die Wange. Dann stieg sie aus dem Auto in die kühle Frühlingsluft, die unangenehm nach Busabgasen stank. Sarah machte drei Schritte auf das Gebäude zu und verfolgte dann, wie der Wagen aus der Einfahrt fuhr. Sie musste an die Garfield-Puppe denken, die an der Heckscheibe des Kombiwagens klebte. Ihr fiel wieder ein, wie sie sie selbst dort befestigt hatte. Zuerst hatte sie über die Saugnäpfe geleckert und dann das Kuschetier an die Scheibe gedrückt. Aus irgendeinem Grund hätte sie bei dieser Erinnerung am liebsten laut losgeheult.

Vielleicht würde er einen Blick in den Rückspiegel werfen,

sie in ihrer Not sehen, seine Meinung ändern und zurückkehren.

Der Wagen verschwand hinter einer Kuppe.

Sarah drehte sich um und betrat das Gebäude. Sie hielt ihre Frühstücksbox fest an die Brust gepresst, während sie durch die Flure schlich. Obwohl sie so groß war wie die anderen Kinder, die hier herumschwärmten, fühlte sie sich doch kleiner als sie. Und ihnen unterlegen. Schwächer.

Vor der Tür zu ihrem Klassenzimmer blieb sie stehen und warf einen Blick hinein. Ihre Nasenflügel blähten sich auf, und sie hatte solche Angst, dass sie eine Gänsehaut bekam. Nach einem Moment des Zögerns machte sie auf dem Absatz kehrt und marschierte fest entschlossen aus dem Gebäude. Sie erhielt manchen Stoß und Knuff, als sie sich gegen den Strom lärmender, lachender und rufender Kinder bewegte.

Kaum zehn Meter von der Stelle entfernt, an der man letzte Nacht die Leiche gefunden hatte, entdeckte er den Zettel.

Das Stück Papier, das an einen Rosendorn geheftet und von getrocknetem Blut rotbraun gefärbt war, flatterte in der feuchten Morgenbrise und schien seine Botschaft in das noch fahle Sonnenlicht hinauszumorsen.

Bill Corde kämpfte sich durch das Gewirr von Wacholdersträuchern, Ahornschößlingen und Forsythienranken zu dem Zettel vor.

Hatten die Beamten den Fetzen gestern Nacht übersehen? Kaum vorstellbar.

Er schlug sich an einer herausragenden Wurzel das Schienbein auf und fluchte leise, doch das brachte ihn nicht davon ab, weiter zu dem Papier vorzudringen.

Corde war einsfüfundachtzig groß und fast vierzig. Doch sein kurz geschnittenes Haar, das grau wie das einer Perserkatze war, ließ ihn älter erscheinen. Seine Haut war noch

ziemlich blass für die Jahreszeit, aber er hatte in dieser Saison erst zweimal Gelegenheit gefunden, angeln zu gehen. Aus der Ferne wirkte er schlank, doch ihm war nur zu bewusst, dass der Bauch sich mehr über den Gürtel wölbte, als ihm lieb sein konnte. Corde trieb nicht viel Sport, und wenn, dann Softball. Am heutigen Morgen, wie an jedem anderen auch, war sein Diensthemd sauber und steif wie frisches Bal-saholz, und die Bügelfalte an seiner beigefarbenen Uniform-hose war rasiermesserscharf.

Corde tat im New Lebanon Sheriff's Department als De-tective Dienst und bekleidete den Rang eines Lieutenants.

Er erinnerte sich an diesen Ort, weil er vor kaum zwölf Stunden schon einmal hier gewesen war – vergangene Nacht, als das einzige Licht von den Taschenlampen der Deputies und dem fahlen Schein des Halbmonds gekommen war. Er hatte seinen Männern befohlen, das ganze Gebiet abzusuchen. Sie setzten sich aus zwei Gruppen zusammen. Die einen waren jung und nüchtern (die vom Militär gekommen waren) und die anderen jung und arrogant (die die Poli-zei-Akademie besucht hatten), aber alle waren mit Ernst bei der Sache. Obwohl sie wahre Virtuosen waren, wenn es da-rum ging, Drogenabhängige festzunehmen, auffällige Auto-fahrer anzuhalten oder bei Ehestreitigkeiten zu vermitteln, war ein Mord etwas Fremdes für sie. Alles, was sie darüber wussten, stammte aus Schundromanen oder Krimiserien im Fernsehen. Genauso wie sie ihre Waffenausbildung eher auf herb-stlichen Stoppelfeldern als in der Schießanlage der Aka-demie erhalten hatten. Und letzte Nacht hatte man sie aus-geschickt, einen Tatort zu untersuchen, und das hatten sie dann auch mit Verbissenheit und Eifer getan. Aber keiner von ihnen hatte den Zettel entdeckt, zu dem Bill Corde sich gerade durchkämpfte.

Ach, du armes Mädchen...

... die liegt am Fuße eines drei Meter hohen Erddamms...

... die liegt in dieser kalten Nässe von Schlamm, niedrigem Gras und blauen Blumen...

... deren dunkles Haar gescheitelt, deren Gesicht lang und deren Hals dick ist. Ihre runden Lippen sind verzogen. Jedes Ohr trägt drei drahtdünne Goldringe. Ihre Zehen sind lang und schmal, die Zehennägel mit burgunderrotem Lack angemalt...

... die liegt auf dem Rücken, ihre Arme über der Brust gefaltet, so als hätte der Leichenwäscher sie schon zurechtgemacht. Die pinkfarbene Bluse ist bis zum Hals zugeknöpft. Ihr Rock bedeckt züchtig die Knie...

»Wir haben ihren Namen. Sie heißt Jennie Gebben und ist Studentin.«

Letzte Nacht hatte sich Bill Corde über die Leiche gebeugt – sein Knie hatte protestiert – bis sein Gesicht dem ihren ganz nahe war. Der perlweiße Halbmond hatte sich in ihren toten, aber noch nicht glasig gewordenen haselnussbraunen Augen widergespiegelt. Er hatte Gras, Methan, Ausscheidungen, Minze von ihren Lippen und Parfum von ihrer Haut gerochen. Düfte, die wie Dampf aus einer Pastete von ihr aufstiegen.

Er hatte sich wieder erhoben und war hinauf auf den Damm gestiegen, der das schmutzige Wasser des Blackfoot Pond festhielt, und hatte von oben auf sie hinabgeblickt. Das bleiche Licht des Mondes wirkte wie aus einer anderen Welt oder ein Special Effect in einem Film. In diesem Schein hatte man den Eindruck, als rührte sich Jennie Gebben. Keine lebendigen, normalen menschlichen Bewegungen, sondern mehr ein Zucken und ein Sich-Winden, so als verschmolze sie mit dem Schlamm. Corde hatte ihr, oder besser ihren Überresten, ein paar Worte zugeflüstert und dann den Beamten dabei geholfen, das Gelände abzusuchen.

Und jetzt, in der strahlenden Helligkeit des Morgens, schob er sich durch einen letzten Forsythienbusch und erreichte endlich den Rosenstrauch. Mit der Hand, die in einem dünnen Plastikhandschuh steckte, zog er den Zettel von den Dornen.

»Die ganze Scheißgegend?«, rief Jim Slocum.

Corde gab ihm keine Antwort. Die Jungs vom Sheriff's Department hatten wohl gestern Nacht doch nicht so schlampig gearbeitet. Sie konnten das Papier nicht übersehen haben, weil es aus der heutigen Ausgabe des *Registers* stammte.

»Das ganze ... äh ... Terrain?«, fragte Slocum noch einmal.

Corde sah auf. »Ja, alles, von oben bis unten.«

Der Polizist murrte etwas vor sich hin und fuhr damit fort, das Gebiet rund um die Frauenleiche mit gelbem Plastikband zu umzäunen. Slocum war der dienstälteste Deputy der Polizeitruppe von New Lebanon und stand im Rang direkt hinter Corde. Er war ein muskulöser Mann mit einem runden Kopf und langen Ohren. 1974 hatte er sich das Haar auf Streichholzkopflänge schneiden lassen und diese Frisur bis zum heutigen Tag beibehalten. Außer zu Jagdausflügen oder Weihnachtsbesuchen bei den Schwiegereltern verließ er das County nur selten. Während er das Band abwickelte, piff er eine unidentifizierbare Melodie.

Ein kleiner Trupp Reporter hatte sich an der Straße sammengefunden. Von Corde würden sie nichts erfahren, aber sie stammten alle aus der Gegend, und weil sie sich anständig verhielten, durften sie auch bleiben. Der heilige Reportereifer, eine gute Story zu ergattern, war ihnen allen anzumerken, doch sie störten die Beamten nicht bei der Arbeit und begnügten sich damit, ein paar Bilder zu schießen und den Tatort zu begutachten. Wahrscheinlich wollten sie, dachte Corde, Atmosphäre für ihre morgen erscheinenden Artikel und Berichte einfangen, die vermutlich wieder von Adjektiven und düsteren Menetekeln nur so strotzen würden.

Corde schob das Papier in eine Plastiktüte und sah sich

um. Rechts stieg das Land vom Damm aus zu einem großen Wald an, welcher von der Route 302 durchschnitten wurde, einem Highway, der erst zu einem riesigen Einkaufszentrum, dann zu einem Dutzend Landstraßen, einem halben Dutzend State Highways und zwei Expressways und schließlich zu den neunundvierzig anderen Bundesstaaten und zwei benachbarten Ländern führte, wohin sich der flüchtige Mörder gewandt haben konnte, um dort unerkant und sorglos bis ans Ende seiner Tage unterzutauchen.

Corde ging auf den Wald zu, presste die Lippen aufeinander und ließ den Blick über die Baumreihen wandern. Slo-cum und er waren vor fünf Minuten, genau um acht Uhr drei-ßig, hier eingetroffen. Der *Register* wurde ab sieben Uhr fünf-zehn ausgetragen und in die Kioske gebracht. Wer immer das Stück Zeitung hier zurückgelassen hatte, musste das wäh-rend der letzten halben Stunde getan haben.

Mit einem Ohr dem Summen des Windes lauschend, der über Stacheldraht blies, untersuchte er den Boden unter dem Rosenbusch. An zwei Stellen war er wie von Schuhsohlen eingedrückt, doch in dem matschigen Untergrund hätte das auch von wer weiß was sonst sein können. Er drehte mit der Fußspitze einen erst vor kurzem abgefallenen Ast um. Ein Schwarm von Insekten, die wie winzige Gürteltiere aussa-hen, schwirrte davon. Corde marschierte den Damm hinauf und stützte sich auf die grünen Metallrohre, die dort als Ge-länder in den Boden eingelassen waren.

Tiefe Falten bildeten sich auf seiner Stirn, als er im Licht des Morgens das vom Wind bewegte Wasser des Teichs be-trachtete. Der Wald erstreckte sich vor ihm bis zum Hori-zont, Hektar um Hektar, eingeschlossen in den durchboh-renden Strahlen.

Hör!...

Er legte den Kopf schief und hielt das Ohr dem Lichtstrom entgegen.

Schritte!

Er blickte noch einmal ins Herz der Baumreihen und hob eine Hand, um die Augen vor dem grellen Licht abzuschirmen. Doch alles schien vor ihm zu tanzen, und die Strahlen stachen in seine Augen. Er konnte alles und doch nichts sehen.

Wo?

Seine Hand wanderte langsam nach unten, bis sie den Griff seines Dienstrevolvers erreicht hatte.

Den größten Teil des Weges rannte sie.

Die Entfernung zwischen der New Lebanon Grade School und dem Blackfoot Pond betrug drei Meilen entlang der 302 (auf der zu gehen ihr strikt untersagt war), aber nur eine halbe Stunde durch den Wald – und für diese Route entschied sie sich.

Sarah mied die Marschgebiete, doch nicht etwa wegen möglicher Gefahren – sie kannte jeden Weg und Pfad in allen Wäldern rings um New Lebanon – sondern weil sie befürchtete, die Schuhe schmutzig zu machen, die ihr Vater gestern Abend auf Hochglanz poliert hatte; ganz zu schweigen davon, sich die mit Rosen bedruckten Kniestrümpfe zu ruinieren, die Großmutter ihr zu Weihnachten geschenkt hatte. Deshalb verließ sie nicht den Weg, der sich zwischen Eichen, Wacholdersträuchern, Kiefern und Farnen hindurchwand. In der Ferne schrie ein Vogel *ahhuuuuu*. Sarah blieb stehen und hielt nach ihm Ausschau. Ihr war ziemlich warm geworden, und so zog sie die Jacke aus, öffnete den Kragenknopf der Bluse und rollte die Ärmel hoch. Dann lief sie weiter.

Als sie sich dem Blackfoot Pond näherte, entdeckte sie ihren Vater, der mit Mr. Slocum auf der anderen Seite des Teiches mitten im dichtesten Teil des Waldes stand. Sie hielten die Köpfe gesenkt, und es sah so aus, als suchten sie auf dem Boden nach einem verlorenen Ball. Sarah lief auf die beiden

Männer zu, blieb aber abrupt stehen, als sie aus dem Schatten des Ahornbaumes hervortrat. Ein ungeheuer heller Sonnenstrahl blendete sie. Der Schein war wie Magie: goldgelb und angefüllt mit Staubkörnern, Nebelresten und winzigen Insekten, die im Lichtstrom glühten. Doch die Sonne war nicht der Hauptgrund dafür, dass sie zögerte. Im dichten Unterholz am Wegesrand glaubte sie kurz – es war wirklich schwer feststellbar jemanden auszumachen, der in geduckter Haltung ihren Vater beobachtete.

Vielleicht hatten sich ihre Sinne nur von Blättern und Zweigen täuschen lassen.

Nein, jetzt bewegte sich dort etwas. Da versteckte sich tatsächlich jemand.

Ihre Neugier verwandelte sich in Angst. Sie drehte sich um, verließ den Pfad und lief den Hügel hinunter bis zum Teich, an dessen Ufer entlang sie zum Damm gehen konnte. Doch sie drehte sich immer wieder zu der Gestalt in den Sträuchern um, und plötzlich glitt ihr Fuß in dem glänzenden, schwarzen Schuh auf einer zusammengefalteten Zeitung aus, die unter einem Haufen alter Blätter lag.

Sarah stieß einen Schrei aus und griff in ihrer Panik um sich. Ihre kleinen Finger fanden nur lange Grashalme, die sich sofort aus dem Boden lösten und ihr wie Luftschlangen den Hang hinunter folgten.

»Hast du auch was gehört?«, rief Corde Slocum zu.

»Ja, kam mir so vor.« Slocum nahm kurz seinen Yogi-bär-Hut ab und wischte sich den Schweiß von der Stirn. »Ein Rascheln. Vielleicht Schritte.«

»Aber jetzt ist es weg, oder?«

»Ja, nichts mehr.«

Corde wartete noch vier oder fünf Minuten, lief dann den Damm hinunter und fragte: »Bist du fertig?«

»Ja, Sir. Fahren wir jetzt zurück?«

»Ich fliege mit einem Grashüpfer nach St. Louis, um mit dem Vater des Mädchens zu sprechen. Bin gegen drei Uhr wieder da. Sag den anderen Bescheid, dass wir um vier, nein, lieber halb fünf im Büro eine Lagebesprechung abhalten. Du bleibst hier, bis die Jungs von der Spurensicherung aufge- taucht sind.«

»Heißt das, ich soll mir hier nur die Beine in den Bauch ste- hen und nichts tun?«

»Sie kommen bestimmt gleich. Dauert sicher nicht lange.«

»Ach, du weißt doch, wie das hier auf dem Land so läuft. Bis die aufkreuzen, kann noch eine Stunde vergehen.« Slocums Art, Protest einzulegen, bestand darin, die hiesigen Zu- stände zu beklagen.

»Die Stelle muss abgeriegelt bleiben, Jim.«

»Also gut.« Slocum wirkte alles andere als begeistert, aber Corde würde es nicht dulden, einen Tatort unbeaufsichtigt zu lassen; vor allem dann nicht, wenn eine Bande von Reportern schon auf der Lauer lag.

»Ich möchte halt bloß nicht den ganzen Tag hier verplem- pern.«

»Ich kann mir wirklich vorstellen, dass ...«

Knacken im Unterholz. Schritte, die rasch näher kamen.

Die Polizisten fuhrten herum und starrten auf den Wald- rand. Cordes Rechte wanderte wieder zum Revolver. Slocum ließ das Band fallen. Die Rolle machte sich selbständig, und eine deutlich sichtbare gelbe Spur zog sich über den Boden. Auch seine Hand bewegte sich zur Dienstwaffe.

Die Geräusche wurden lauter. Sie konnten den Verursa- cher noch nicht ausmachen, doch er kam eindeutig aus der Richtung des Rosenbusches.

»Daddy!«

Sarah rannte atemlos auf ihn zu. Das Haar folgte ihr wie ein Schweif, und auf ihrem schmutzigen Gesicht zeigten sich zahllose Schweißperlen. Einer ihrer Kniestrümpfe war bis

zum Knöchel hinuntergerutscht, und Lehm und Dreck bedeckten einen Arm und ein Bein.

»Sarah!«

Großer Gott! Seine Tochter. Er hatte den Revolver schon halb aus dem Holster gezogen und hätte, ohne zu zögern, abgedrückt. »Sarah, was machst du denn hier?«

»Tut mir wirklich Leid, Daddy, aber ich habe mich so komisch gefühlt. Als ich in der Schule war, dachte ich schon, ich würde krank.« Die vorher eingeübten Worte kamen ihr etwas zu monoton über die Lippen.

Gott im Himmel.

Corde ging vor ihr in die Hocke. Er roch das Aroma des Shampoos, das sie vor ein paar Wochen vom Osterhasen bekommen hatte. Veilchenduft. »Du sollst doch nie, nie dorthin kommen, wo dein Daddy arbeitet! Hast du das vergessen? Niemals, außer ich nehme dich mit.«

Sarah machte ein zerknirschtes Gesicht. Dann hob sie ihr verschmutztes Bein und zeigte ihm den Arm. »Ich bin hingefallen.«

Corde holte sein frisch gebügeltes Taschentuch hervor und wischte ihr den Dreck von der Haut. Nachdem er sich davon überzeugt hatte, dass sie weder Schnittwunden noch Kratzer abbekommen hatte, sah er sie wieder ernst an. Der Ärger war ihm noch immer anzumerken, als er fragte: »Hast du da oben irgendwen gesehen? Hat dich im Wald jemand angesprochen?« Der Sturz hatte Sarah nicht das Mitgefühl eingebracht, das sie sich erhofft hatte. Und der Blick ihres Vaters erschreckte sie.

»Antworte mir!«, verlangte er streng.

Was sagte sie jetzt am besten? Sie entschied sich dafür, den Kopf zu schütteln.

»Ist dir irgendjemand begegnet?«

Sarah zögerte und schluckte dann. »Mir ist in der Schule schlecht geworden.«

Corde betrachtete ihre hellen Augen. »Schatz, darüber haben wir doch schon oft genug geredet. Du wirst in der Schule nicht wirklich krank. Das bildest du dir nur ein.«

Ein junger Reporter hob seine Kamera und schoss ein Foto von den beiden, wie er ihr über das blonde Haar strich. Corde warf ihm einen finsternen Blick zu.

»Es fühlt sich aber so an, als hätte ich Heugabeln im Bauch.«

»Du weißt doch, dass du zur Schule gehen musst.«

»Ich will aber nicht! Ich hasse die Schule!« Ihre schrille Stimme erfüllte die Lichtung. Corde sah sich kurz nach den Reportern um, die die Szene teils interessiert und teils mitfühlend verfolgten.

»Jetzt komm zum Wagen.«,

»Nein!«, schrie Sarah. »Ich will nicht. Du kannst mich nicht zwingen!«

Corde hätte sie am liebsten angebrüllt, musste sich aber beherrschen. »Junge Dame, du steigst auf der Stelle ins Auto. Ich werde dir das nicht zweimal sagen.«

»Bitte...« Sie sah maßlos enttäuscht aus.

»Keine weitere Diskussion.«

Sarah erkannte, dass ihr Plan nicht aufging, und trottete zum Streifenwagen. Corde beobachtete sie und rechnete fast damit, dass sie jeden Moment losrennen und im Wald verschwinden würde. Sie blieb tatsächlich auf halbem Weg stehen und starrte auf die Bäume.

»Sarah!«

Sie drehte sich nicht um, sondern stieg ins Auto und knallte die Tür hinter sich zu.

»Kinder«, murmelte Corde.

»Hast du was gefunden?«, erkundigte sich Slocum.

Corde band ein Kärtchen an die Plastiktüte, in der sich das Stück Zeitung befand, das er vorhin entdeckt hatte. Er schrieb seinen Namen darauf und reichte es dann seinem

Kollegen. Der Artikel befasste sich mit dem Mord in der letzten Nacht. Die Meldung war erst kurz vor dem Umbruch hereingekommen und bestand aus nur wenigen Zeilen. Derjenige, der den Artikel ausgeschnitten hatte, hatte sich dabei große Mühe gegeben. Die Schnittstellen wirkten so sauber, als hätte er eine Rasierklinge benutzt.

»*Auden-Studentin vergewaltigt und ermordet*«, hieß die Überschrift.

Das Foto darunter zeigte nicht den Tatort, sondern eine ältere Aufnahme von Corde, als er mit seiner Familie am alljährlichen Kirchweih-Picknick teilgenommen hatte. Die Bildunterschrift lautete: »Detective William Corde, Leiter der Ermittlungen im Mordfall, hier im März dieses Jahres zusammen mit seiner Frau Diane und seinen Kindern Jamie (15) und Sarah (9).«

»Verdammt, Bill.«

Slocum meinte nicht die Aufnahme, sondern die Worte, die in roter Tinte neben das Bild gekritzelt waren.

Dort stand: »Jennie musste sterben. Das könnte auch anderen widerfahren.«

2

Sie stiegen langsam die Treppe hinauf. Der eine der beiden spürte unter seinen Stiefeln den teuren Teppichbelag, der andere bekam nichts davon mit.

Draußen heulte der Wind. Ein Frühlingssturm tobte sich über diesem vornehmen Vorort aus. Doch im Innern des eleganten Hauses herrschte angenehme Wärme, und Wind und Regen schienen weit weg zu sein. Bill Corde, der die Stiefel auf der Fußmatte abgerieben hatte, stand jetzt mit dem Hut in der Hand da und verfolgte, wie der Mann in der halbdun-

klen Diele anhielt und dann abrupt einen Türknauf drehte. Er zögerte einen Moment, ehe er eintrat und den Lichtschalter betätigte.

»Sie müssen nicht dort hineingehen«, sagte Corde leise.

Richard Gebben betrat, ohne ein Wort zu erwidern, das mit rosafarbenem Teppich ausgelegte Zimmer, in dem seine Tochter aufgewachsen war.

»Sie wird schon darüber hinwegkommen«, erklärte Gebben mit kaum vernehmbarer Stimme. Corde wusste nicht, ob er damit seine Frau oder seine Tochter meinte. Erstere lag unten im Schlafzimmer und war aufgrund der vielen Beruhigungsmittel, die sie eingenommen hatte, zurzeit nicht ansprechbar. Letztere ruhte zweihundert Meilen weit entfernt auf dem emaillierten Tisch des Leichenbeschauers.

Sie wird schon darüber hinwegkommen.

Richard Gebben war Geschäftsmann, trug das Haar sehr kurz geschnitten und schien in seiner Pubertät unter starker Akne gelitten zu haben. Er stammte aus dem Mittleren Westen, war in den Vierzigern und galt als schwer reich. Für einen Mann wie Gebben wurde das Leben nicht vom Schicksal, sondern von den Realitäten bestimmt. Corde vermutete, dass Gebben gerade zu ergründen versuchte, warum seine Tochter ermordet worden war. »Sind Sie die ganze Strecke bis hierher gefahren?«, erkundigte sich Gebben.

»Nein, Sir, ein Dienstflug.«

Gebben strich sich geistesabwesend mit dem Glas seiner Rolex über die mit Narben übersäte Wange. Dann rieb er sich auf seltsame Weise die Augen, so als könnte er nicht verstehen, warum er nicht längst in Tränen ausgebrochen war. Corde zeigte auf die Kommode. »Darf ich mir das einmal näher anschauen?«

»Ich erinnere mich noch, wie sie das letzte Mal zu Hause war und dann zur Uni zurückgefahren ist. Das war Thanksgiving... Verzeihung, was sagten Sie?«